„Es wird nur noch Asche sein“

Trotz seiner Niederlage im Golfkrieg mordet Saddam Hussein weiter: Von einem Genozid bedroht, flüchteten Hunderttausende aufständischer Kurden vor dem Diktator in die Türkei und in den Iran. Die USA sehen der Tragödie in Kurdistan bislang untätig zu. Doch die Kritik an Präsident Bushs zynischer Nahost-Politik wächst.



Getötete Kurden im nordirakischen Arbil, Flüchtlingsfrau, Treck durch Kurdistan zur türkischen Grenze: „Auf der anderen

Wenn sich die Sommerhitze bleiern über das Land legte und die Bewohner der nordirakischen Erdölmetropolen Kirkuk und Mosul der Glut entfliehen wollten, gab es nahe der iranisch-irakischen Grenze einen touristischen Geheimtip: Umgeben von schneebedeckten Bergen, lockte das malerische Kurdenstädtchen Halabdscha mit seinen gepflegten Familienpensionen und gemütlichen Restaurants stets viele Gäste an. Der im Ort destillierte Anisschnaps Arak galt unter Kennern als besonders süffig.

Eine Idylle im wilden Kurdistan – doch dann, am 16. März 1988, brach über Halabdscha das Inferno herein: Ohne Vorwarnung bombardierte die irakische Armee das pittoreske Bergstädtchen mit Senfgas-Granaten.

Die Folgen waren fürchterlich: Über 5000 Zivilisten, vorwiegend kurdischer Abstammung, erstickten qualvoll. Die Bilder von Eltern, die sich schützend über ihre Kinder geworfen und im Sterben mit ihnen verkrampft hatten, erschütterten die Welt.

Seither markierte der Name von Halabdscha eines der widerlichsten Kriegsverbrechen des irakischen Despoten Saddam Hussein. Der Chemiewaffen-Angriff auf die unschuldige Bevölkerung, durch den das Paktieren mit Aufständischen bestraft werden sollte, gilt als der schlimmste Einsatz von Kampfgas seit dem Ersten Weltkrieg.

Damals waren auf den Schlachtfeldern der Westfront Zehntausende deutscher, französischer und britischer Soldaten krepiert.

Für das Volk der Kurden aber wurde der Name Halabdscha, ähnlich wie Sabra und Schatila im Libanon für die Palästinenser, seither zum Symbol für eine der blutigsten Episoden in seiner leidvollen Geschichte von Verfolgung und Völkermord.

Nach der Vernichtungsorgie vertrieb Saddams Armee die Überlebenden aus der Stadt – die meisten wurden in den weit entfernten, heißen Süden zwangsumgesiedelt. Mit Bulldozern rissen die Soldaten ganze Straßenzüge nieder – nie wieder sollte in Halabdscha ein rebellischer Kurde wohnen können.

Aber sie kamen zurück, obgleich es Jahre dauerte. Sie kamen an dem Tag, an dem der von den Alliierten vernichtend geschlagene Präsident Saddam Hussein den Abzug seiner Truppen aus Kuweit verkünden mußte. Wie überall im Norden des Zweistromlandes, wo die Mehrheit der etwa vier Millionen irakischen Kurden lebt, keimte bei den





Seite der Berge herrscht die Hölle"



Rückkehrern von Halabdscha Hoffnung für eine bessere Zukunft auf, der Wunsch nach Freiheit gar – jedenfalls schien der so schmählich besiegte Diktator in Bagdad keine Gefahr mehr zu sein.

Das war eine bittere Fehlkalkulation. Für das unbändige Bergvolk hat in seinem über 70jährigen Kampf um Unabhängigkeit die wohl gefährlichste Phase begonnen – nun sind Hunderttausende Kurden auf der Flucht aus dem Irak, um dem Genozid zu entgehen.

Denn kaum fünf Wochen nach seinem militärischen Desaster am Golf schlug der verhaßte Diktator erneut zu. In blindwütigen Rachefeldzügen eroberte seine Republikanische Garde zahlreiche kurdische Städte zurück, die von Aufständischen unter Kontrolle gebracht worden waren. Dabei soll Saddams Prätorianertruppe wie schon in Halabdscha Senfgas eingesetzt haben – und Napalm.

Auch im Süden des Landes, wo sich schiitische Rebellen gegen die Bagdader Zentralmacht erhoben hatten, ging Saddams Soldateska grausam gegen die aufständische Bevölkerung vor. Flüchtlinge, die in den Iran gelangten, berichteten von Massenexekutionen auf den Straßen, von Vergewaltigungen, Plünderungen und Zerstörungen. Tausende mußten mit ihrem Leben bezahlen, weil der Kriegsverlierer Saddam Hussein unbeirrt weitermorden durfte, als sei er durch seine Kapitulation am Golf nicht im mindesten geschwächt worden.

„Wann greifen endlich die Amerikaner ein", fragten verzweifelt aufständische Kurden und Schiiten vergangene Woche, wenn immer sie auf ausländische Journalisten trafen. Hatte der „Hadschi Bush", wie der siegreiche Kriegsherr der westlichen Supermacht schon mit dem moslemischen Ehrentitel eines Mekka-Pilgers bedacht wurde, nicht selber am 15. Februar, neun Tage vor Beginn der Bodenoffensive, das irakische Volk zum Aufstand aufgerufen?

Hatten nach dem Waffenstillstandsdiktat die Amerikaner mit dem Abschuß zweier irakischer Jagdbomber nicht demonstriert, daß sie dem geschlagenen Diktator keineswegs gestatten würden, seine der Operation Wüstensturm entronnenen Eliteeinheiten nunmehr zum Niederwerfen des inneren Aufruhrs und zum Massenmord an Volksgruppen einzusetzen?

So jedenfalls waren Washingtons Warnungen nicht nur bei den Aufständischen verstanden worden: Der Schlagmann im Verbund der Golf-Koalition werde nicht zulassen, daß Bagdads Chefterrorist nun die Rebellion des eigenen Volkes mit Napalm ersticken könnte.

Genau das aber passierte. Saddam Hussein ließ weiter morden, niemand griff ein, niemand wollte oder vermochte ihn daran zu hindern.

Die Drohgebärden des Weltgendarmen entpuppten sich, so das amerikanische Nachrichtenmagazin *Time* betroffen, „als ein Bluff, der nicht wirkte". Als ein Bluff überdies, der Washingtons Zurückhaltung, das Optieren für die illusionäre Stabilität des Status quo, in den Geruch zynischer Realpolitik brachte.

Dies zumal nach all den Fanfaren deklamatorischer Gesinnungsethik, mit denen George Bush zuvor die Weltgemeinschaft auf den Waffengang gegen einen Mann eingestimmt hatte, der ihm „schlimmer als Hitler" erschienen war.

Aber jetzt sah der amerikanische Präsident „die Arbeit getan", blieben die Truppen von General Norman Schwarzkopf am Euphrat stehen. Vie-

Verfolgt, verjagt, vergast

Der verratene Traum der Kurden vom eigenen Staat

Gäbe es einen Staat Kurdistan in dem Gebiet, auf dem die indogermanischen Kurden, eines der ältesten Völker der Erde, seit 3000 Jahren ihre Kultur und Zivilisation pflegen, wäre dieser in Westasien die drittgrößte Nation nach den Arabern und Türken.

Als einziges Land der Region hätte Kurdistan Wasser und Öl im Überfluß: Die Quellen von Euphrat und Tigris gehörten ebenso dazu wie der Löwenanteil des irakischen Öls.

Aber diesen Staat gab es nie. Die Welt des 20. Jahrhunderts spricht von der Verfolgung „nationaler Minderheiten", wenn die zwölf Millionen Kurden in der Türkei, die fünf Millionen in Iran, die vier Millionen im Irak und die eine Million in Syrien getötet, verfolgt, verjagt, vergast oder ihrer Identität beraubt werden.

Ebenso wie die Armenier, die das Christentum annahmen, siedelten die im 7. Jahrhundert zum Islam bekehrten Kurden schon über zwei Jahrtausende in weitgehend identischen Regionen, als Türken und Mongolen in ihre gebirgigen Stammesgebiete einfielen. Ihr größter Sohn war Sultan Saladin, der 1187 Jerusalem eroberte.

Mit den Osmanen schlossen die kurdischen Fürsten 1515 einen Pakt – Autonomie gegen Soldaten. Das Abkommen sicherte ihnen 300 Jahre ein friedliches Zusammenleben.

Damit war es vorbei, als kurdische Führer Anfang des 19. Jahrhunderts vom Nationalstaaten-Virus der Französischen Revolution angesteckt wurden. Doch endgültig begann der Leidensweg der Kurden 1918 nach dem Zusammenbruch des Osmanischen Reichs, das im Ersten Weltkrieg an der Seite des Deutschen Reichs gekämpft hatte.

Dabei waren die Kurden in ihrer langen Geschichte dem Traum vom eigenen Staat nie näher als damals. Im Vertrag von Sèvres versprachen die Siegermächte 1920 den Kurden Autonomie, den Armeniern, den Opfern des ersten Genozids dieses Jahrhunderts, gar die Unabhängigkeit.

Beide Völker wurden betrogen, im Vertrag von Lausanne 1923 war von ihnen keine Rede mehr. Die Briten zogen es vor, die kurdischen Erdölregionen Kirkuk und Mosul ihrem Mandatsgebiet Irak einzuverleiben, die Franzosen vergaßen die Kurden in ihrem Mandatsgebiet Syrien ebenfalls, und Resa Schah in Iran sowie Kemal Atatürk, der Gründer der Türkei auf den Restbeständen des Osmanenreiches, machten sich ans Niederschlagen kurdischer Aufstände.

Bis auf den heutigen Tag sind die türkischen Kurden ein gedemütigtes, von mörderischen Armee- und Gendarmerie-Aktionen gepeinigtes Volk. „Bergtürken" hießen sie offiziell, ihre Sprache war verboten, bis Präsident Turgut Özal jüngst, mitten im Golfkrieg, Verbesserungen in Aussicht stellte.

Seit die Kurden auf fünf Staaten aufgeteilt sind, dienen sie als Spielball fremder Mächte. Sie suchten oftmals im Ausland Hilfe und mußten dafür bluten.

Mit sowjetischer Unterstützung errichteten sie nach dem Zweiten Weltkrieg die Republik Mahabad. Sie wurde 1946 im besetzten Iran gegründet und im selben Jahr wieder zerschlagen. Mit Hilfe des Irak erhoben sich die iranischen Kurden 1979 gegen das Chomeini-Regime, die Revolutionswächter metzelten den Aufruhr nieder.

Bei den zahlreichen Kurden-Aufständen im Irak wiederum mischte der Iran häufig mit – und beim Kurdenkrieg 1975 waren auch die Amerikaner mit von der Partie, die dem legendären Führer Mustafa el-Barsani Unterstützung zugesagt hatten. Als der Schah jedoch in jenem Jahr gegen den Irak seine Grenzansprüche am Schatt el-Arab durchsetzen konnte, ließ Washington die Kurden fallen. Bagdad nahm furchtbare Rache mit Napalmbomben, 300 000 Kurden flohen nach Iran.

Vom Beginn des jetzigen Baath-Regimes 1968 bis zum Anfang des Golfkriegs, schätzt die Gesellschaft für bedrohte Völker, sind im Irak 200 000 Kurden umgebracht worden.

5000 Dörfer im Norden wurden zerstört, unzählige Kurden in den Süden deportiert aus Rache dafür, daß irakische Kurden sich im iranisch-irakischen Krieg von Iran aufwiegeln ließen. Dasselbe hatte der Irak mit iranischen Kurden getan, weshalb auch sie neuerlichen Verfolgungen ausgesetzt waren.

Der Golfkrieg zur Befreiung von 680 000 Kuweitern stürzte vier Millionen irakische Kurden in den Abgrund. Für die über 20 Millionen in Kurdistan hat der Krieg eines ihrer ältesten Sprichwörter wieder einmal bestätigt: „Die Kurden haben keine Freunde."

len Beobachtern drängte sich da der beklemmende historische Vergleich mit Stalins Roter Armee auf, die im Spätsommer 1944 vom Ostufer der Weichsel aus nicht eingriff, als Hitlers SS-Einheiten in Warschau den Aufstand der national-polnischen Widerstandsbewegung niederwalzten.

Zu diesem Aufstand hatten die Russen über den Rundfunk aufgerufen. Dann aber ließen sie Polens Untergrund-Armee verbluten, denn ihr Überleben hätte nicht in die von Moskau konzipierte kommunistische Nachkriegsordnung für den Osten Europas gepaßt.

Und jetzt? Hat Amerika mit seiner peinvollen Passivität nicht nur moralischen Kredit verspielt, sondern auch den politischen Humus verdorben, auf dem nach dem glanzvollen Militärerfolg am Golf eine neue Friedensordnung für den Nahen Osten gedeihen sollte?



Irak-Präsident Saddam Hussein*
„Wer sich erhebt, wird das bereuen"

Mit hilfloser Wut sahen Soldaten aus der Neuen Welt zu, wie unter ihren Augen, jenseits der Demarkationslinie im Süden des Irak, die Schlächter Saddams wehrlose Zivilisten massakrierten. „Bei uns gibt es keinen, der nicht losmarschieren würde", beschrieb ein Zugführer die Bereitschaft seiner Soldaten, dem Gemetzel Einhalt zu gebieten.

Doch davon wollte Washington nichts wissen. Der Präsident fischte vor Floridas Sonnenküste und erklärte Amerika für unzuständig: US-Truppen seien nicht gegen Saddam angetreten, „um alle inneren Probleme des Irak zu lösen". Daheim in Washington befand Bush-Stabschef John Sununu, die Kritik an der Haltung der US-Regierung entspringe den Einbildungen ewig hadernder Kolumnisten.

* Am 4. April in Bagdad.

Von denen hatte einer der scharfzüngigsten, William Safire, das „moralische Versagen" durch den Verrat an den Kurden schon zu „Bushs Schweinebucht" erhoben und damit in den Rang von Kennedys Kuba-Desaster.

Fassungslos erlebten nicht nur die aufständischen Iraker, wie der Bagdader Despot nach der Kapitulation seine Herrschaft wieder festigen konnte, obwohl die Sieger ein Sechstel seines Landes besetzt halten und den gesamten irakischen Luftraum kontrollieren.

„Wir sind die Waisen des Universums. Im Grunde kümmert niemanden, was mit uns geschieht" – der legendäre Kurdenführer Mustafa el-Barsani hatte diese düstere Prophezeiung 1979, kurz vor seinem Tod, ausgestoßen. Und beschämend viel spricht derzeit dafür, daß er mit dieser pessimistischen Prognose recht behalten wird.

Anfang letzter Woche hatte sich im Norden des Irak eine gewaltige Flüchtlingswelle in Bewegung gesetzt, wie sie die Region seit Jahrzehnten nicht mehr erlebte.



Angel-Urlauber Bush
„Friedensziele hat er nicht"

Alte, Kranke, Kleinkinder, teils auf dem Rücken von Maultieren oder zu Fuß, die meisten unter Zurücklassung all ihrer Habe – Hunderttausende Kurden suchten sich vor den Schergen Saddams durch die unwegsame Bergwelt Kurdistans in Sicherheit zu bringen: in den Iran, aber vor allem in die benachbarte Türkei. Wer bis Mitte letzter Woche angekommen war, hatte Glück gehabt. Dann sperrte die Regierung in Ankara die Grenze zum Irak. Zehntausende waren von Unterernährung und Kälte bedroht.

„Wir sitzen jetzt in der Falle. Wenn wir nicht verhungern, wird uns die irakische Armee aus ihren Hubschraubern abknallen. Zurück in unsere Städte und Dörfer können wir nicht mehr, dort ist alles zerstört", sagte der kurdische Lehrer Mustafa Mirad, der mit Frau und drei Kindern fünf Tage zu Fuß in Richtung Türkei unterwegs war und dann an der Grenze abgewiesen wurde.

Der gigantische Flüchtlingstreck, der nach Meinung westlicher Hilfsorganisationen auf über zwei Millionen Menschen anschwellen dürfte, war so in der Bergwelt Kurdistans abrupt gestoppt worden. Schneestürme setzten den verzweifelten Flüchtlingen zu.

Kaum 48 Stunden nach der Entscheidung, keine Flüchtlinge mehr aufzunehmen, ließ die Regierung in Ankara – unter internationalem Druck und mit dem Versprechen großzügiger westlicher Hilfslieferungen – die Grenzen für die Kurden doch wieder öffnen.

Binnen Stunden trafen weitere hunderttausend entkräftete Flüchtlinge im Südosten Anatoliens ein. Was sie über das Leid der Zurückgebliebenen berichteten, faßte ein Vertriebener im türkischen Hakkâri so zusammen: „Auf der anderen Seite der Berge herrscht die Hölle." Vor allem die Kinder seien gegen den Frost nur unzureichend geschützt, Dutzende Babys in den Armen ihrer Eltern erfroren. Am Wochenende endlich richteten die Amerikaner eine Luftbrücke ein.

Neben Kälte und Hunger waren die fliehenden Kurden zudem ständigen Attacken irakischer Kampfhubschrauber ausgesetzt, die auf den Treck aus sicherer Höhe Phosphorbomben abwarfen.

„Unter den Augen der Weltöffentlichkeit", klagte Kurdenführer Dschalal Talabani, „findet ein Genozid statt. Wenn nicht rasch Hilfe kommt, ist die Katastrophe unausweichlich."

Von Talabani, dem Chef der „Patriotischen Union Kurdistans", waren indes noch bis vor kurzem ganz andere Töne zu hören gewesen. „Saddam wird nicht überleben", hatte er in einem SPIEGEL-Interview (13/1991) erklärt. Aus seinem Exil in Damaskus zurückgekehrt, rühmte er Mitte März selbstgewiß die Überlegenheit seiner kampferprobten Kurdenkrieger, der sogenannten Peschmergas („die dem Tod entgegengehen"), gegenüber Saddams Truppen: „Wir haben so oder so die Oberhand."

Auch Talabanis langjähriger Rivale unter den Kurden, Massud el-Barsani, schien sich seiner Sache sicher zu sein. Aus seinem Hauptquartier im Gebirgsort Salah el-Din lud er unlängst die gesamte irakische Opposition ein – schiitische Fundamentalisten, Nationalisten, Kommunisten und abgesprungene Funktionäre der Saddam-treuen Baath-Regierungspartei –, um im befreiten Kurdistan eine provisorische Regierung auszurufen. Für die Kurden schien es nur noch eine Frage der Zeit, bis Saddam möglicherweise durch einen Putsch die Macht in Bagdad verlieren würde.

Die schwache Gegenwehr der irakischen Armee, die sich kampflos aus vielen Gebieten zurückgezogen hatte, bestärkte die Rebellen in ihrem Glauben, die Tage des Despoten seien gezählt.

Auch im schiitischen Süden um die Millionenstadt Basra träumten fromme Aufständische von einem raschen Sieg über den scheinbar so gedemütigten Staatschef, dessen Truppen nach dem Waffenstillstand die Kontrolle über viele Städte und Dörfer verloren hatten.

Noch vorletzte Woche glaubte der irakische Schiitenführer Ajatollah Bakir



el-Hakim, der seit sechs Jahren im Teheraner Exil residiert, er werde „in wenigen Tagen" in seine Heimatstadt Nadschaf zurückkehren, „wenn der Tyrann und sein Regime verschwunden sind".

Der pralle Optimismus, mehr von Wunschdenken als von Realitätsnähe genährt, war in Hakims Hauptquartier letzte Woche „entsetzlicher Angst um das Schicksal unserer Glaubensbrüder" gewichen. Denn mit der Menschenverachtung, mit der Saddam Hussein die rebellischen Kurden verfolgte, richteten sich seine Rachegelüste („Wer sich gegen mich erhebt, wird das bitter bereuen") auch gegen die schiitische Bevölkerungsgruppe, die knapp die Hälfte der 17 Millionen Iraker stellt.

Saddams neue blutige Spur zog sich von kleinen Bauerndörfern in den Sumpfgebieten des Schatt-el-Arab bis zu den für Schiiten so heiligen Städten Nadschaf und Kerbela im Zentral-Irak. Dort hatte nach Angaben schiitischer Exilgruppen die Republikanische Garde mit der „systematischen Vernichtung" des Widerstands begonnen. Vor allem Mullahs und geistliche Führer mitsamt ihren Clans würden „gnadenlos exekutiert".

Jussuf Choi, 32, Enkel des weltweit bedeutendsten Schiitenführers, Großajatollah Abolkasem Mussawi Choi, 95, erhielt in seinem Londoner Exil grausige Nachricht über das Schicksal seiner Sippe: „Von den erwachsenen Männern meiner Familie ist praktisch niemand mehr am Leben; was mit den Frauen und Kindern passiert ist, wissen wir noch nicht, die Armee hat sie verschleppt."

Sein hochbetagter Großvater, dessen spirituelle Bedeutung für die Schia nur mit der Rolle des Papstes im Christentum vergleichbar ist, stehe unter Hausarrest. Dem schwerkranken Schiitenchef, so der Enkel zum SPIEGEL, „wird jede medizinische Betreuung verweigert. So hat er nur noch ein paar Tage zu leben".

Augenzeugen in Nadschaf und Kerbela berichteten, Angehörige der Republikanischen Garde hätten sogar Kranke und Verletzte aus den wenigen noch funktionierenden Krankenhäusern auf die Straßen gezerrt und öffentlich exekutiert – zusammen mit den Ärzten und Schwestern, die sie gepflegt hatten. Auf einige Panzer der Saddam-Truppen hätten Soldaten das Motto gepinselt: „Ab morgen keine Schiiten mehr."

Entsetzt über diese Greueltaten, beklagten sich schiitische Oppositionelle über die mangelnde Hilfe ausländischer Glaubensbrüder, vor allem aus dem Nachbarland Iran. „Wenn die Iraner uns großzügig Waffen gegeben hätten", haderte ein Exilant in Teheran, „dann wären wir von Saddam nicht so beliebig abgeschlachtet worden."

Immerhin: In mehreren Camps in der ölreichen Grenzprovinz Chusistan hatte die Teheraner Regierung über 40 000 geflüchtete irakische Schiiten aufgenommen, was, so ein iranischer Beamter, „bereits an die Grenzen unserer Belastbarkeit geht".

Doch mit einem weit größeren Ansturm von Flüchtlingen müßte der Iran rechnen, sollte die Türkei die auf sie zubrandende Kurdenflut nicht bewältigen können – der gewaltige Treck würde sich dann zwangsläufig nach Osten orientieren, hin zur irakisch-iranischen Grenze.

Bis Ende vergangener Woche griffen Saddams Mordbataillone mit Panzern, Artillerie und Hubschraubern die Flüchtlinge im Norden wie im Süden an. Bagdad schien entschlossen, ohne Rücksicht auf Verluste gegen Kurden und Schiiten einen Vernichtungskrieg zu führen, um möglichst viele potentielle Rebellen von morgen zu töten.

„Es ist, als ob die Opposition den internationalen Paria darstellt, und nicht der Diktator, den sie beseitigen will", entrüstete sich der Londoner *Independent* über die Tragödie von Kurden und Schiiten im Irak. Doch warum dann dieses Beiseitestehen, dieses tatenlose Zuschauen der Golf-Allianz, während Saddam das Geschäft seines Vernichtungsfeldzugs ungehemmt weiter betrieb?

Den Amerikanern wie ihren Alliierten graut vor einem Nachkriegs-Irak, in dem die Zentralmacht zusammenbricht. Denn dann könnten sich, so befürchten sie, die verschiedenen Volksgruppen des Landes blutige Dauergefechte liefern. „Gewalttätigkeit", glaubt der ägyptische Autor und einsti-



Irakische Soldaten nach der Rückeroberung von Kirkuk: „Sieg über die Saboteure"

ge Nasser-Vertraute Mohammed Heikal erkannt zu haben, „ist im irakischen Charakter tief verwurzelt."

Der heutige Irak, dessen Territorium zu den Reichen Babylons und der Assyrer, der Perser und Alexanders des Großen gehört hatte, war nach dem Ersten Weltkrieg aus den Trümmern des Osmanischen Reiches hervorgegangen. „Es gibt immer noch kein irakisches Volk", klagte der von den Engländern eingesetzte König Feisal II., „sondern nur unvorstellbare Massen, die sich gegen jede wie auch immer geartete Regierung erheben."

Heute, so fürchtet die Anti-Saddam-Allianz, könnte der Irak in einen schiitischen Süden, einen sunnitischen Mittelteil und einen kurdischen Norden zerfallen. Die beiden großen islamischen Religionsgemeinschaften, die Kurden, die Christen und die Turkvölker könnten sich einen Bürgerkrieg liefern, mit dem verglichen sich die Lage im Libanon wie ein „leicht mißlungenes

Familienpicknick“ ausnimmt (so die Zeitschrift *Middle East*). Ängste vor einem neuen Libanon bei den Arabern und vor einem neuen Vietnam-Schlamassel bei den Amerikanern – sie bestimmen seit der irakischen Kapitulation die Politik der Sieger.

Zwar versicherten die aufständischen Schiiten, daß sie keineswegs einen Gottesstaat nach dem Vorbild des Ajatollah Chomeini anstrebten. Zwar bekannten sich 17 irakische Oppositionsgruppen bei Exiltreffen in Beirut und Damaskus zu einem demokratisch-pluralistischen Staat. Und die Kurden hatten erklärt, mit einer autonomen Region in einem freien Irak einverstanden zu sein.

Aber die Amerikaner und ihre arabischen Verbündeten mißtrauen solchen Bekenntnissen. Sie glauben vielmehr, daß sich die Kurden nach einer erfolgreichen Rebellion nicht mit einem autonomen Status innerhalb des Irak zufriedengeben, sondern bald einen eigenen Staat anstreben würden. Der wiederum müßte die kurdischen Minderheiten in der Türkei, in Syrien und im Iran auf Anschlußgedanken bringen und dort erhebliche Unruhe auslösen.

Solche Verwerfungen aber träfen eine multipolare Region, die mit ihren Spannungen zu den akutesten Gefahrenzonen der Welt gehört.

Damit es nicht zu einer Kette von Konflikten kommen könne, dürfe „die Landkarte des Nahen Ostens nicht verändert werden“, warnte der frühere ägyptische Premierminister Mustafa Chalil. Grenzkorrekturen würden „eine Tür öffnen, die nie mehr geschlossen werden kann“.

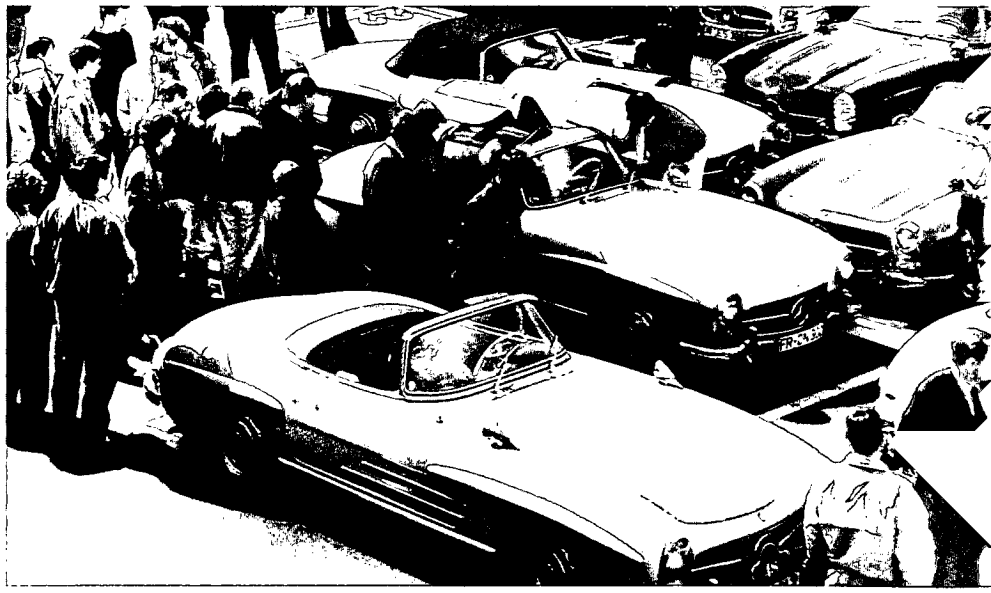
Mit Saddam Husseins Vertreibung aus Kuweit und Iraks feierlichem Verzicht auf das Öl-Emirat war diese Tür gerade noch einmal zugeworfen worden – dank des Eingreifens der Supermacht USA, deren Militärmaschinerie die irakischen Truppen zermalmte (siehe Seite 177).

Der nun wieder auf seine Grenzen zurückgeworfene Irak war für die Araber von jeher ein strategisches Bollwerk am Nordostrand ihrer Welt. „Ein starker Irak ist nötig“, beschrieb der algerische Präsident Benschedid Schedli die arabischen Interessen, „um ein Gegengewicht zum israelischen und iranischen Militärpotential zu schaffen.“

Der Iran bleibt ein Alptraum auch für die Amerikaner. Um sein Vordringen nach Westen zu bremsen, hatte Washington in den achtziger Jahren Saddam Hussein hochgerüstet und im Krieg gegen die schiitischen Heerscharen des Ajatollah Chomeini sogar mit Aufklärungsmaterial der CIA unterstützt (SPIEGEL 8/1991).

Nun argwöhnen die USA – wie natürlich auch die Araber –, daß Teheran,

EINE MILLION AUF VIER RÄDERN



RTS RIEGERTEAM

Pkw-Bestand pro 1000 der Bevölkerung (1990):
Im Ballungsraum Stuttgart 519
Im Bundesgebiet 494

Pkw Neuzulassungen pro 1000 der Bevölkerung (1989):
Im Ballungsraum Stuttgart 62
Im Bundesgebiet 46
Statistisches Landesamt Baden-Württemberg

Im Verhältnis besitzen die Menschen in der Region Stuttgart mehr Autos als ihre bundesdeutschen Mitbürger. Und das bleibt auch so. 1989 etwa wurden im Nielsen-Ballungsraum Stuttgart 25,8% mehr PKW zugelassen als im Bundesdurchschnitt. Der Markt für Autos und Autozubehör ist hier also nicht nur größer, er wächst auch schneller als im Rest der Republik. Mit einer Million Autofahrern unter unseren 1,22 Millionen Lesern (MA '90) bringen Stuttgarter Zeitung / Stuttgarter Nachrichten und ihre 26 Partnerzeitungen Sie hier auf die Überholspur. Rufen Sie uns an. Telefon 0711/7205-538.

STUTTGARTER ZEITUNG
STUTTGARTER NACHRICHTEN
und Partnerzeitungen

STZ-Anzeigengemeinschaft, STUTTGARTER ZEITUNG, Postfach 106032, 7000 Stuttgart 10

„Wer hofft, der wird siegen"

SPIEGEL-Redakteur Volkhard Windfuhr über den Kampf der Kurden gegen Saddam Hussein

„Allah, schenk' uns Frieden und Freiheit!" Abu Mohammed beugt sein Haupt so tief, daß die Stirn den Lehmfußboden berührt. Es steht nicht gut um die Sache der Kurden. Deshalb wird jetzt in Kurdistan wieder viel gebetet.

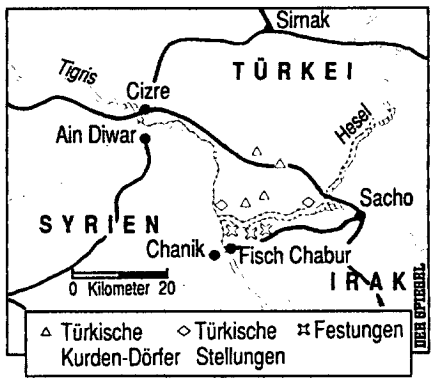
Die zwei jungen syrischen Grenzpolizisten, die mit ihren Schnellfeuergewehren auf den Knien dem frommen Kurden-Feldwebel beim Beten zusehen und dabei süßen schwarzen Tee schlürfen, feixen. „Wenn ich du wäre", ruft einer, „dann würde ich mich jetzt lieber mal nach einem Krankenwagen umsehen, ihr werdet ihn brauchen."

In Rufweite zieht eine Hundertschaft kurdischer Widerstandskämpfer vorbei. Ihr Ziel ist der Steilhang gegenüber der türkischen Landzunge am Zusammenfluß von Tigris und Hesel, der hier die Grenze zwischen dem Irak und der Türkei bildet. Die Peschmergas tragen über der Brust gekreuzte Patronengurte. Zum Marschtritt singen sie das alte Kurdenlied: „Kina-am, amin, enkurdin." Wer sind wir? Wir sind die Kurden.

Da mischt sich das Grollen von Geschützen in den Kriegsgesang. Die Erde beginnt zu beben. Drüben, am irakischen Ostufer, tauchen Kampfhubschrauber aus dem Dunst auf. Sie ziehen ein paar Schleifen über dem Grenzdorf Fisch Chabur und verschwinden dann hinter einer Kirche.

„Die Iraker sind dumm", lacht Kurden-Hauptmann Kisra. „Sie laufen uns direkt in die Falle." Kisra ist Veteran des iranisch-irakischen Kriegs. Er hofft, die Kampferfahrung, die er an der Südfront gewonnen hat, zur Befreiung seiner kurdischen Heimat einsetzen zu können. „Schauen Sie hier." Er zeigt auf eine iranische Armeekarte. „Hier steht der Feind, und hier stehen wir. Wir haben die besten Positionen."

Inzwischen ist die Sonne hinter dem Dschudi-Gebirge untergegangen. Das Dreiländereck versinkt in Finsternis. Nur aus Chanik, dem letzten syrischen Dorf am Tigris, dicht vor der irakischen Grenze, blinken noch



matte Lichter herüber. Es ist die Stunde des Aufbruchs.

„Heute nacht passiert's", sagt Ali Facho, der Einsatzleiter. „Wir jagen die Präsidialgarden zum Teufel, und dann gehört die Flußpassage uns." Wer die Furt da unten beherrscht, hat einen entscheidenden militärischen Vorteil. Deshalb ist sie seit Tagen so heftig umkämpft.

Über dem Tal, in dem die Grenzen der drei miteinander verfeindeten Länder aneinanderstoßen, liegt ein trügerischer Friede. Dieses Land ist voll Soldaten. Ringsum auf den Bergrücken lauern Peschmergas, Syrer, Türken und Iraker. Seit man denken kann, hat es hier niemals wirklich Frieden gegeben.

Von der irakischen Seite nähert sich Motorengeräusch. Zwei mit Flüchtlingen besetzte Lastwagen rumpeln die Tigrisböschung hinunter. Man hört ganz deutlich fröhliches Gekreisch. Die Menschen auf den Lastwagen freuen sich auf die Freiheit, auf ein warmes Essen, auf ein paar Stunden Schlaf ohne Angst vor Bomben.

Der erste Wagen steht dicht vor dem Ufer, da fetzt ihm eine irakische Stalinorgel eine Raketensalve vor den Kühler. Ein Feuerball, entsetzliches Geschrei, das ganze Flußbett ist in gelblich-fades Licht getaucht.

Ali Facho gibt das Zeichen zum Einsatz. Jetzt ist keine Zeit mehr zu verlieren. In Sekundenschnelle springen die Außenbordmotoren der zehn Viererkanus an. Ein paar Minuten später läuft die kleine Armada knirschend am anderen Ufer auf.

Aber der Feind bleibt unsichtbar. Der Operationsleiter bricht das Unternehmen ab. Die Peschmergas klettern den Steilhang hinauf und richten sich oben auf einem Weizenfeld für die Nacht ein. Irgend jemand schenkt Tee aus. Dann werden gegrillte Hühnchen, Brot und Aprikosensirup herumgereicht. Die Männer sind hungrig.

Aus einem Kurzwellenradio hört man die Nachrichtensendung der „Voice of America". Die Kurden, so heißt es da, hätten an allen Frontabschnitten schwere Verluste erlitten. Die Stadt Arbil sei eingekesselt. „So ein Unsinn", ruft einer der Soldaten. Da plötzlich ist der Krieg wieder da. Diesmal mit unheimlicher Wucht. Geschütze hämmern. Artilleriefeuer reißt Fontänen aus dem harten Boden. Helikopter und Panzer greifen an. Die Peschmergas laufen die Böschung zum Fluß hinab.



Kurdische Widerstandskämpfer: „Hier steht der Feind"

Der irakische Panzerverband bahnt sich den Weg in Richtung auf drei festungsartige Gebäude auf der Bergkuppe, die von ihren Besitzern verlassen worden und jetzt von kurdischen Widerstandskämpfern besetzt sind. Von hier aus hat man einen Blick fast über das gesamte Länderdreieck.

Es dauert einige Minuten, bis sich die Kurden wieder gesammelt haben. Die kurdischen Artillerie-Stellungen oben auf dem Berg geben Feuerschutz. Nach

zwei Stunden brennen ein halbes Dutzend irakische Panzer und Panzerwagen. Aber auch die Häuser von Fisch Chabur stehen in Flammen.

Im Morgengrauen klettern ein Mann, eine Frau und ein Kind an Land, die im Schutze der Dunkelheit unbemerkt durch den Fluß geschwommen sind. Es ist eine ägyptische Familie, die sich aus Bagdad bis nach Syrien durchgeschlagen und die wie durch ein Wunder keinen Kratzer abgekriegt hat.

Gut eine Stunde später stirbt Hasem el-Samti, einer der legendären kurdischen Freiheitskämpfer, den Heldentod. Keiner weiß, ob er ein Beispiel geben wollte oder ob er schlicht die Nerven verlor. Man weiß nur: Es ist ein selbstmörderischer, sinnloser Tod.

Hasem springt unvermittelt in eines der Boote, wirft den Motor an und rauscht auf den Fluß hinaus. Während die Gischt um den Bug spritzt, schießt er aus seinem Schnellfeuergewehr wie wahnsinnig auf das Uferschilf, in dem er den Gegner vermutet.

Hasems Beispiel bringt die anderen auf die Beine. Kurz nach ihm legen vier weitere Boote ab. Hasem will sich nach ihnen umdrehen, da trifft ihn eine Kugel in den Kopf. Er ist sofort tot.

Jetzt regnet es auch Feuer von den Hügeln – feindliches Feuer. Irakische Sonderkommandos haben während der Nacht, unbemerkt von den Peschmergas im Tal, die drei kurdischen Festungen auf der Bergkuppe besetzt.

Die Kurden rennen gegen die irakischen MG-Nester unmittelbar am Ufer an. Zwei Stunden lang prasseln Salven auf sie herab. Panzer greifen wieder ein. Ein T-72 geht in Flammen auf.

Der materiellen Übermacht der Iraker sind die Kurden nicht gewachsen. Der Kampf hat viele Opfer gekostet. Die Überlebenden müssen sich zurückziehen – verfolgt von Gazelle-Kampfhubschraubern, die auf alles schießen, was sich unter ihnen bewegt.

Am späten Vormittag schlägt eine Salve von irakischen Grad-Raketen auf türkischem Territorium ein. Die Türken feuern zurück. Aber der Zwischenfall bleibt ohne weitere Folgen. Gegen Mittag herrscht im Dreiländereck Ruhe. Der Riegel ist wieder vor der Falle. Doch in der Falle sitzen nicht die Iraker, sondern die Kurden.

„Jetzt geht's erst richtig los", sagt der kurdische Dichter Ramadan Sindin aus Soleimanija, der jetzt „Verse mit der Waffe schreibt", wie er das nennt. Ramadan Sindin glaubt nicht daran, daß das Ende dieser „kurdischen Ballade" schon gekommen ist. Er schreibt gerade an einem Gedichtband. Der Titel lautet: „Wer hofft, der wird siegen." Die Kurden haben nicht aufgehört zu hoffen.



US-General Schwarzkopf: Zu früh das Feuer eingestellt

allen Beteuerungen des gemäßigten Präsidenten Rafsandschani zum Trotz, sich aus der Konkursmasse des Irak ein Stück herausschneiden könnte, falls das Land in einem Bürgerkrieg zerfallen würde.

Das soll notfalls sogar Saddam Hussein verhindern. Natürlich würden die Amerikaner und ihre Verbündeten lieber einen anderen Mann an der Spitze des Irak sehen. Aber auf Saddams Machtapparat – seine Armee, die Republikanische Garde, seine Geheimdienste und die Baath-Einheitspartei – glauben die Amerikaner nicht verzichten zu können. Denn nur die Mechanismen dieser Unterdrückungsstrukturen, so scheint es, vermögen gegenwärtig den Irak zusammenzuhalten.

So bauen denn Syrer und Saudis auf einen Offiziersputsch gegen Saddam, umwirbt der von der CIA bezahlte Rundfunksender „Stimme des Freien Irak" den neuen Verteidigungsminister, Generalleutnant Saadi Tuma Abbas, einen alten Saddam-Gefolgsmann. Es sei so, als wenn man 1945 Hitler weghaben, aber mit Hermann Göring und der SS weiterregieren wollte, empörte sich der Journalist Peter Scholl-Latour.

Daß Saddams Spießgesellen in den Führungspositionen noch immer zu dem Diktator stehen, erklären amerikanische Experten so: Iraks Machtelite fürchte um ihr Leben, wenn die Volkserhebungen Erfolg hätten. Sobald aber die Aufstände niedergeschlagen seien, werde sie Saddam Hussein für den fatalen Krieg gegen Kuweit zur Rechenschaft ziehen.

Das Schweigegebot, das in der Bush-Administration offenbar zur Frage der amerikanischen Nachkriegspolitik im Nahen Osten ausgegeben wurde, zeigt an, für wie gefährlich das Weiße Haus die Diskussion um Saddams skrupelloses Gemetzel hielt. Rascher, als es selbst Kriegsgegner vorausgesagt hatten, drohte der militärische Triumph in der Wüste durch eine neue Welle der Kritik an der politischen Konzeptionslosigkeit der Regierung Bush überlagert zu werden.

Dem Präsidenten „fiel es lange Zeit sehr schwer, seine Kriegsziele zu formulieren", höhnte die Kommentatorin Mary McGrory in der *Washington Post*, „aber was Friedensziele angeht – die hat er überhaupt nicht".

Wenn Anfang dieser Woche die Kongreßmitglieder aus dem Osterurlaub ins Capitol zurückkehren, wird die politische Debatte um Washingtons Kriegsziele und die Friedenspläne für den Irak voll entbrennen.

Senator Albert Gore, einziger Demokrat mit Präsidentschaftsambitionen, der dem US-Truppeneinsatz in Saudi-Arabien zugestimmt hatte, schimpfte bereits: „Wir können nicht einfach unsere Hände in Unschuld waschen bei all dem, was dort unten geschieht." Die Regierung müsse klar Stellung beziehen und Bagdad zumindest am Einsatz von Kampfhubschraubern hindern.

Washingtons Optionen jedoch sind begrenzt, die besten wurden zudem bereits verschenkt. Freimütig hatte Golf-Feldherr Norman Schwarzkopf in einem Fernseh-Interview offenbart, daß er von den Irakern bei den Verhandlun-

gen über einen vorläufigen Waffenstillstand in der Hubschrauberfrage schlicht übertölpelt worden war.

Unter Hinweis auf das vom Dauerbombardement zerstörte Straßennetz des Irak hatten Bagdads Unterhändler die Erlaubnis des US-Generals erhalten, auch weiterhin Hubschrauber einsetzen zu dürfen. Die aber flogen schon wenig später Vernichtungsangriffe gegen die Aufständischen.

Schwarzkopf gab zu (was er später auf Druck des Weißen Hauses bedauern mußte), daß er den Präsidentenbefehl zur Feuereinstellung nach nur 100 Stunden Bodenoffensive für voreilig gehalten hat. Zu viele irakische Truppenteile hätten weitgehend unversehrt der amerikanischen Umklammerung entkommen können.

Und es waren nicht irgendwelche Einheiten, die Saddam Hussein rechtzeitig samt Hunderten von Panzern, Schützenpanzern und Kanonen nach Norden abziehen konnte: Fünf Divisionen seiner Republikanischen Garde, darunter drei Panzerdivisionen, denen Tausende von Bombenflügen der Alliierten und der Vorstoß von mehr als 100 000 Soldaten der Anti-Saddam-Koalition gegolten hatten, vermochten sich nördlich von Basra neu zu gruppieren.

Nichts davon hatte die Regierung in Washington einkalkuliert. Jetzt rächte sich, daß der Präsident von Anfang an beinahe ausschließlich auf eine militärische Lösung der Kuweit-Krise gebaut hatte, ohne in Rechnung zu stellen, daß damit kaum eines der grundlegenden Probleme der Region gelöst werden würde.

Im Gegenteil, „die meisten regionalen Sicherheitsprobleme werden sich dramatisch verschärfen", meinte vorige Woche auf einer Nahost-Tagung der Washingtoner Brookings Institution Anthony Cordesman, der durch fundierte Lageanalysen während der Kuweit-Krise Beachtung gefunden hatte.

Der geschlagene Golfkrieger Saddam Hussein jedenfalls richtet sich in Bagdad auf ein langes Überleben seines Regimes ein. Vergangene Woche ließ er seinen Konfidenten Saadun Hammadi verkünden: „Jetzt, da der sektiererische Aufruhr seinen letzten Atemzug getan hat, ist die Tür für die Etappe des Wiederaufbaus und der Reform geöffnet." Und im Wochenblatt *Irak* hieß es: „Mit der Unterstützung Gottes haben wir über die Saboteure einen großen Sieg errungen."

Allem Anschein nach hat die Niederlage gegen die Amerikaner Saddam kaum verändert, seine Macht- und Überlebensinstinkte nicht geschwächt.

Durch eine überraschende Regierungsumbildung Ende März, bei der er seinen Posten als Ministerpräsident an den Schiiten Hammadi abgab und drei Kurden ins Kabinett holte, versuchte er den Zorn des gepeinigten Volkes zu dämpfen. Auf das Amt des Kabinettschefs kann der Diktator indes leicht verzichten: seit 1979 Alleinherrscher, bleibt Saddam weiterhin Staatschef, Vorsitzender des Kommandorats der Revolution, Oberbefehlshaber der Armee und Führer der allgegenwärtigen Baath-Partei – seine Allmacht ist unangetastet.

Seit dem Waffenstillstand trat der Despot, der stets größten Sicherheitsabstand zum eigenen Volk gehalten hatte, kaum noch in Erscheinung. Er verbringt Tag und Nacht in einem seiner zahlreichen geheimen Bunker, die mehrere Stockwerke tief unter der irakischen Hauptstadt liegen. Dort umgibt er sich mit einem dichten Netz verläßlicher Günstlinge, die aus seinem Heimatort Takrit stammen und größtenteils seiner weitverzweigten Familie angehören.

Im Laufe seiner Herrschaft haben sich die Takritis zur militärischen Elite im Land entwickelt, haben als gesellschaftliche Oberschicht unermeßlichen Reichtum angehäuft. Saddams persönliches, ins Ausland geschafftes Vermögen wurde von einer US-Detektei kürzlich auf elf Milliarden Dollar geschätzt (siehe Seite 125).

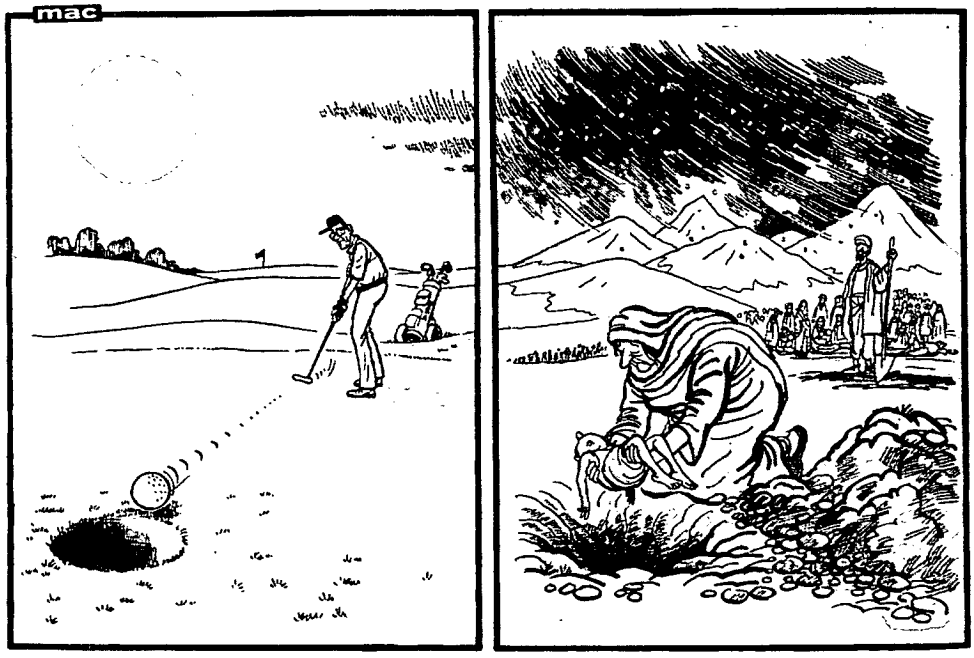
Die Takrit-Clique hält auch nach dem verlorenen Golfkrieg eisern zusammen, sie erhielt dieser Tage sogar noch bedeutsamen Zuwachs. Der neue Generalstabschef Hussein el-Raschid stammt ebenso aus Takrit wie der neue Oberbefehlshaber der Luftwaffe, Musahim Saab.

Trotzdem ist fraglich, ob Saddam auf Dauer die Kontrolle über das gesamte Land aufrechterhalten kann – und ob die Völkergemeinschaft dies auch nach dem Hinschlachten der Kurden zuläßt. Die größte Gefahr, seine Macht zu verlieren, droht dem Despoten aus der Armee, die zu 85 Prozent aus Schiiten besteht, während Generalstabs- und Offiziersränge bis auf wenige Ausnahmen von Sunniten gestellt werden.

In den kommenden Wochen werden all jene Soldaten wieder zu ihren Familien zurückkehren, die an der Golffront die härtesten Luftangriffe überlebt haben oder in alliierte Gefangenschaft gerieten. Die deprimierenden Erfahrungen aus dem Krieg, die den täglich verbreiteten Jubelmeldungen so kraß widersprachen, könnten bei den Schiiten in der Armee neuen Widerstand entfachen.

Doch ob die Truppe in der Lage ist, das Bagdader Regime zu gefährden, hält der irakische Politologe Falih Abd el-Dschebber, ein intimer Kenner der irakischen Armeestrukturen, für ungewiß: „Die Frage, wann Saddam stürzt, hängt nicht von seiner Schwäche ab, sondern von der Stärke seiner Gegner."

Wie das Land nach seinem Verschwinden aussehen wird, hatte Saddam Hussein einst seinem damaligen Verteidigungsminister Adnan Cheirallah angedeutet: „Wer immer nach mir kommt – es wird nur noch Asche sein."



Daily Mail, London